

## Wie wild ist Karstadt?

Revolutionäre Nachtclubs, sexuelle Freiheit, und Bubiköpfe tragende Cocktails? So stellt man sich wohl gemeinhin die mythenumrankten schwer parfümierten Zwanziger Jahre vor. Karstadt ist dabei nicht das Erste, an das man denkt.

Heute sehen die Überbleibsel der vergangenen Konsumkultur auf mauerblümchenhafte Art und Weise langweilig aus: Am Hermannplatz trifft glatte, leere Fläche klobig auf untergehend vergeblich wehende blaue Fahnen und ein leiser, weiß-betitelnder „Karstadt“-Schriftzug murmelt nur noch halbherzig nach Aufmerksamkeit. Inmitten des hippen und kontrastreichen Neuköllns fällt die graue Fassade zunächst gar nicht auf. Verlässt man die U-Bahn-Station wird man sofort hineingezogen in den hier besonders hektischen, in alle Richtungen ziehenden Großstadtsog. Man umläuft obdachlose Rollstuhlfahrer, die sich Bier über die Hose kippen, auf Fremdsprachen werden Sesamkringel angepriesen, Musik hört man gleich aus mehreren Ecken untermalt von Streitgesprächen, lauten Lachen und genervten Hupen. Die Szenerie lädt nicht zum Verweilen ein: Die Kriminalitätsrate hier ist bekannterweise hoch, der Schritt schnell - weder Bänke noch Grünflächen bieten Fluchtmöglichkeiten an. So ist man geneigt, zügig eine der Seitenstraßen aufzusuchen und dabei die Hauptfront des Karstadtgebäudes zu verpassen.

Vor etwa hundert Jahren wäre das noch unvorstellbar gewesen. Im Jahr 1929 machte sich der deutsche Architekt Philipp Schaefer daran hier eines der weltweit größten Kaufhäuser zu errichten, das mit 72.000 Quadratmeter auf sieben Verkaufsetagen damals wie heute einen Superlativ darstellte und allein das KaDeWe in seiner Größe noch um das Doppelte schlug.<sup>1</sup> – Ein schlichtes Vorbeilaufen war also undenkbar. Das (Da-) Sein am Hermannplatz, bedeutete vor allem ein Staunen über Karstadt. In einer Reportage 1930 für *Le Monde* erschienen, ringt der Zeitzeuge Georges Friedmann geradezu um immer schillerndere Worte, die dem Gebäude gerecht werden sollen. Zunächst noch grob gefasst als „Ding, das die Hälfte unseres

---

<sup>1</sup> Vgl. Johanna Niedbalski, *Vor dem Warenhaus am Hermannplatz*, online unter: <https://www.rbb24.de/kultur/thema/2018/babylon-berlin/beitraege/drehortkarte-babylon-berlin-warenhaus-karstadt-am-hermannplatz.html> (letzter Aufruf: 12.11.2018).

Horizonts verdeckt“<sup>2</sup>, präzisiert er es schließlich wertender als „dieser monströse länglicher Quader, der die höchsten Gebäude der Umgebung erdrückt“<sup>3</sup>. Damals dominierte nicht der wuselige Hermannplatz das Karstadtgebäude, sondern Karstadt war Zentrum und Ziel des Hermannplatzes, der ohnehin „vor dem Koloß den Rückzug angetreten [hat]“<sup>4</sup>.

Von dieser einmaligen Außenwirkung des Baus kann sich heute nur noch schwer eine Vorstellung gemacht werden. An der Seitenfront in Richtung Hasenheide sieht man noch Überreste der alten vertikalen Fassade, und im vierten Stock des heutigen Karstadt kann der Geschichtsinteressierte dank eines Modells versuchen der Bewunderung nachzuspüren. Das ursprüngliche Gebäude von Schaefer aber wurde 1945 bereits von Nazis gesprengt, um zu verhindern, dass die einmarschierende Rote Armee von dort gelagerten Essensresten profitieren könnte. Nach kurzer Zeit schon ersetzte 1952 ein neuer Karstadt den Alten, der nicht nur viel kleiner als der ursprüngliche Bau von Schaefer war, sondern auch noch schmaler als der heutige Karstadt am Hermannplatz. Erst durch einen Anbau 1976 und eine Fassadenerneuerung 2000 entstand das Gebäude in seiner heutigen Form.<sup>5</sup>

Während Karstadt aktuell um seine Existenz ringt, durch ständige Schließungen und ein Insolvenzverfahren bedroht, blühte 80 Jahre zuvor die neuartige Konsumwelt und lockte Besuchermassen an, die laut Friedmann das Gebäude fluteten. Der einzelne Besucher verlor dabei bei Weilen seine Handlungsmacht und konnte nicht anders als sich von der Masse treiben zu lassen, da eigenständige freie Bewegung und längeres Stehenbleiben unmöglich wurden.<sup>6</sup>

Heute passiert man ohne Probleme einen der vielen Eingänge und ist im Inneren nicht nur nicht in einer Masse von Gleichgetriebenen eingehüllt, sondern geradezu auf sich gestellt, mit einer viel größeren Bewegungsfreiheit als auf den vollen, bewegten Straßen des Verkehrsknotenpunktes Hermannplatz. Innerhalb der Gruppe der Besucher zeichnet sich vor allem eine homogene Masse aus: Ältere Menschen, dominieren die Hallen. Jetzt hat der Besucher also die freie Wahl wohin und kann

---

<sup>2</sup> Georges Friedmann, „Karstadt“, in: *„Ach wie gut schmeckt mir Berlin“ Französische Passaten im Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre*, hg. v. M. Zimmermann, Berlin 2010, S.113.

<sup>3</sup> Ebd.

<sup>4</sup> Ebd.

<sup>5</sup> Vgl. Niedbalski.

<sup>6</sup> Vgl. Friedmann, S.114.

zwischen drei sehr ähnlich aussehenden überirdischen Verkaufsetagen (Farbton: Krankenhaus-warm) wählen. Vom Hermannplatz spürt man dabei nichts mehr, das Karstadtinnere wirkt gleich, egal ob man sich in einer bayrischen Kleinstadt befindet oder ob man inmitten des trubligen Berlins steht.

Einen Besuch wert ist die oberste Etage des Karstadt, die Café und Außenbereich beherbergt: Beim Betreten der Terrasse hat man hat zwar keinen Blick mehr über die ganze Stadt, wie ihn Friedmann 1930 beschreibt<sup>7</sup> aber immerhin kann der wohlgesonnene Besucher hier einen groben Überblick über den Hermannplatz gewinnen, den man so aus größter Sicherheit und Ruhe genießen kann. Bedienungen sind außerhalb der Kasse gar nicht mehr zu finden. Die meisten Besucher sind nach Nachfrage nicht zum ersten Mal da, den seltenen Neulinge wird von Stammkunden geholfen (etwa was erprobterweise die Bedienung der Kaffeemaschine betrifft).

In Zeiten, in der alle versuchen vor einer abstrakten Schnelllebigkeit zu fliehen, die man gerade eben am hektischen Hermannplatz selbst noch erspüren konnte, könnte man nach einem Besuch oben auf der Terrasse sitzend meinen Karstadt mutiert zu einer der letzten Ruhe-Oasen der Langlebigkeit, nach dem sich der typische zugezogene Großstadtbewohner doch so häufig sehnt, wenn er stattdessen nach hippen Yogakursen, Detoxkuren und Biomentalität greift. Karstadt will nicht mehr schockieren, ist stattdessen ein Pol der Mittelmäßigkeit, was angenehm heraussticht in einem Alltag, in dem wir umgeben sind vom Singularen und Außergewöhnlichen. Er ist in dem Sinne einfach er selbst, alt geworden, mit seinen Kunden.

---

<sup>7</sup> Vgl. Friedmann, S.119f.

**„Es weht wirklich ein Wind des Irrsinns.“<sup>1</sup>**

Im Jahr 1929 schreibt der französische Intellektuelle Pierre Bertaux seinen Eltern in einem langen Brief diese Worte über Berlin- und spricht mir damit aus der Seele. Wie oft werde ich gefragt, wie das Leben in Berlin denn so sei und ob ich nette Menschen kenne und ob es mir denn gefalle. Und auf all' diese Fragen konnte ich nie überzeugend antworten, haben mir immer die richtigen Worte gefehlt. Bis zu dem Tag an, dem ich Bertauxs Brief gelesen habe. Seitdem habe ich immer eine passende Antwort parat: „Hier weht ein Wind des Irrsinns.“ Auf den ersten Blick mag es vielleicht etwas negativ klingen, aber für mich sind diese Worte keine reine Abwertung Berlins. Sie stellen viel mehr dar, dass Berlin verrückt ist, dass hier immer ein Wind weht. Wind bedeutet für mich Veränderung und vor Wind kann man nicht flüchten, er ist immer da. Darum wird man mitgerissen. Berlin ist eine wandelnde, mitreißende Stadt und eine Studie wert.

Das beste Beispiel für Wandel und Veränderung ist die Mulackstraße in Berlin-Mitte, durch die ich gerade spaziere. Dabei beobachte ich und bleibe regelmäßig stehen, um meine Eindrücke sofort aufzuschreiben, damit ich keinen Gedanken verliere. Die Mulackstraße versteckt sich zwischen den Hauptverkehrs- und Shoppingadern Alte Schönhauser Allee und Rosenthaler Straße. Doch wie der Begriff verstecken schon andeuten lässt, bekommt man in dieser Straße von dem Trubel und der Hektik nichts mit. Es fahren keine Autos an mir vorbei und niemand rempelt mich an, während er genervt in sein Telefon brüllt. Genauer gesagt, sehe und höre ich gerade niemanden. Ich schlendere durch die Straße. Plötzlich fährt ein roter Porsche an mir vorbei. Zuerst denke ich: „Wer hat, der kann.“ und will weitergehen, doch dann erinnere ich mich an den französischen Schriftsteller Pierre Mac Orlan. Laut ihm ist die Mulackstraße „eine der ärmsten Straßen Berlins“.<sup>2</sup> Nun, ich gebe zu, diese Worte stammen aus dem Jahr 1932. Ist es möglich, dass sich ein Viertel so sehr verändert, dass aus einer „hoffnungslosen Straße“<sup>3</sup>, wo Elend, Gewalt und Prostitution auf der Tagesordnung stehen, eine Porsche-Wohlfühlstraße wird? So ganz überzeugt bin ich davon noch nicht und gehe erstmal weiter. Vielleicht hat sich der Porschefahrer verirrt. An der nächsten Ecke stehe ich an den großen

---

<sup>1</sup> Bertaux, Pierre, „Ein Abend bei Eduard Wechssler mit André Gide, René Crevel und Pierre Viénotin, in: *Ach, wie gut schmeckt mir Berlin. Französische Passanten im Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre*, hg. v. M. Zimmermann, Berlin 2010, S. 61.

<sup>2</sup> Mac Orlan, Pierre, „Das Elend ist im Innern, hinter der kalten Pracht der Häuser“, in: *„Ach, wie gut schmeckt mir Berlin“*. *Französische Passanten im Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre*, hg. v. M. Zimmermann, Berlin 2010 S. 185.

<sup>3</sup> Ebd.

Schaufensterscheiben eines vietnamesischen Restaurants. Es handelt sich um die Hausnummer 15. In den zwanziger Jahren stand hier statt des modernen, gläsernen Neubaus die „Mulackritze“. Eine verruchte Kneipe, Dreh- und Angelpunkte für viele schmutzige Geschäfte der damaligen Zeit. Adolf Leib, Inspiration für Fritz Langs Thriller „Eine Stadt sucht einen Mörder“, ging hier ein und aus. Darüber hinaus war die „Mulackritze“ aber auch für die Stars und Sternchen der damaligen Zeit ein beliebter Treffpunkt. Marlene Dietrich, Claire Waldorff und Gustav Gründgens frequentierten die Kneipe ebenfalls regelmäßig. Ich muss zugeben, dass das heutige Gebäude in keiner Weise mehr an einen Ort wie die Mulackritze erinnert. Allerdings taucht ein paar Meter weiter ein großes Schild auf, auf dem in fetten, pinken Lettern „Betty F\*\*\*\*“ geschrieben steht. Anhand der Aufkleber an der Tür (Zutritt ab 18 Jahren, Raucherkneipe) und den langen Öffnungszeiten (bis 3 oder 5 Uhr morgens), könnte man vermuten, dass es sich um das heutige Pendant zur „Mulackritze“ handelt...

Ich laufe weiter. Mittlerweile erblicke ich auch einige Passanten. Peinlich berührt muss ich feststellen, dass mein Kleidungsstil nicht angemessen zu sein scheint. Fast alle Menschen, die mir entgegenkommen, tragen teure Label und Sonnenbrillen, obwohl die Mulackstraße durch die hohen Häuser recht schattig ist und ich persönlich auch nicht von einem Sonnentag sprechen würde. Vielleicht liegt der Sonnenbrillentrend an dem hippen Optiker an der Straßenecke. Im Schaufenster liegen teure Sonnenbrillen auf Fließbänder, die sich gemächlich im Kreis drehen. Die Einrichtung ist schlicht: weiße Wände, geometrische Formen und große Spiegel an den Wänden. Zugegeben, es ist ein stilvoller Optiker. Hätte ich meine Sonnenbrille dort gekauft, dann würde ich sie vermutlich auch nicht mehr absetzen.

Mein Weg auf der Mulackstraße setzt sich fort. Es fällt auf, dass die Architektur bunt gemischt ist: Häuser der Gründerzeit, Altbauten, Neubauten. Die Türeingänge sind häufig beschmiert und an einigen Hauswänden befinden sich Graffiti. Das Elend der Mulackstraße läge in ihrem Innern, stellte Mac Orlan 1932 fest.<sup>4</sup> Ob das heute wohl auch noch so ist? Die teuren Autos und gut gekleideten Menschen sprechen jedenfalls nicht dafür. Ich beginne die Klingelschilder und Hauseingänge zu inspizieren, in der Hoffnung, einen Hinweis auf mögliche Armut zu erkennen. Doch ich werde enttäuscht. Auf den Klingelschildern stehen selten mehr als zwei Namen, was darauf schließen lässt, dass sich nicht sechs Personen ein Schlafzimmer teilen

---

<sup>4</sup> Mac Orlan, Pierre, „Das Elend ist im Innern, hinter der kalten Pracht der Häuser“, in: „*Ach, wie gut schmeckt mir Berlin*“. *Französische Passanten im Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre*, hg. v. M. Zimmermann, Berlin 2010 S. 185.

müssen. Auch strömen einem aus keinem der Hauseingänge unangenehme Gerüche entgegen. Stattdessen entdecke ich an einem der Eingänge ein Schild mit der Aufschrift „HAUT&SEIN“. Eine Firma für Kosmetik und ganzheitliche Lebensberatung. Da ich nicht davon ausgehe, dass es sich hierbei um ein Synonym für Prostitution handelt, ist auch „HAUT&SEIN“ kein Indiz für eine Parallele zwischen den zwanziger Jahren und heute.

In internationalen Fashion Blogs werde die Mulackstraße, in Anlehnung an das Pariser Marais-Viertel, oftmals „La Mu“ genannt.<sup>5</sup> Und während ich meinen Weg entlang der Häuser fortsetze, wird mir nach und nach bewusst, warum. Nach dem eher unspektakulären Beginn meines Spaziergangs, flanieren ich nun an einigen Geschäften vorbei. Wobei der Begriff „Geschäft“ nicht im Geringsten den Anspruch der Sogenannten erfüllt. Vielmehr handelt es sich um „Concept stores“, deren Schaufenster eine „geschmackvolle Auswahl von arrivierten und avantgardistischen Objekten“<sup>6</sup> präsentieren. Der Schaufensterbummler kommt also in den Genuss, neuartige Designs von Pullovern, Handtaschen und Kleidern im Wert von mehreren Hundert Euro zu bewundern. Auch wenn diese Art von Luxus weit über meiner Preisklasse liegt, reizt es mich, einen der Läden zu betreten. Wie gerne würde ich wissen, wie mich die Verkäufer empfangen würden. Sieht man mir an, dass ich nur gucke und nicht kaufe? Diese Frage muss wohl aufs Erste unbeantwortet bleiben, denn die Ladenöffnungszeiten verwehren mir den Eintritt in die Geschäfte. Vor 12 Uhr öffnen die meisten Stores nicht ihre Türen und um 18, spätestens 19 Uhr wird ihnen wieder ein Riegel vorgeschoben. Elegante Entschleunigung oder Arroganz derjenigen, die auf den Arbeitsalltag der meisten Menschen keine Rücksicht nehmen müssen?

Ich führe meinen Weg fort. Fast habe ich die Kreuzung der Mulackstraße mit der Alten Schönhauser Allee erreicht, als ein Friseursalon meine Aufmerksamkeit auf sich zieht. Die Mauer um die Tür ist mit vielen bunten Bildern beklebt. Ein Blick in das Schaufenster lässt mich staunen. Der Innenbereich sieht aus wie eine Baustelle: nackte, unverputzte Wände, ein unverkleideter Boden und unbequem aussehende Stühle. Wie auch beim Optikergeschäft ist hier alles in Weiß gehalten. Nobil und schick wirkt der Salon für mich nicht. Aber nachdem ich den Rest der Straße gesehen habe, zwingt sich mir der Gedanke auf, dass es sich bei dem

---

<sup>5</sup> Vgl. Böker, Carmen (2014): „Mulackstraße Die kleine und geheime Einkaufsmeile der Berliner Designer“, in: *Berliner Zeitung online*, 18.04. <https://www.berliner-zeitung.de/berlin/mulackstrasse-die-kleine-und-geheime-einkaufsmeile-der-berliner-designer--1546038> (10.10.2018).

<sup>6</sup> Ebd.

Friseur um das beliebte Berliner Understatement-Konzept handeln muss: Weniger Schein, mehr Sein. Auch wenn der Salon nicht wie der Rest der Geschäfte durch ein edles Design besticht, kann von Elend keine Rede sein.

Nach meinem Straßenrundgang komme ich zu dem Schluss, dass sich das Extrem der Armut in den zwanziger Jahren in ein Extrem des Wohlstands in den 2000er Jahren gewandelt hat. Eine irre und mutmaßlich noch nicht abgeschlossene Entwicklung. Denn frei nach einem Freunde Georges Friedmanns handelt es sich bei Berlin um eine Stadt, die „immer wird und niemals ist“. <sup>7</sup> Es bleibt also spannend zu sehen, wie sich Berlin im Allgemeinen und die Mulackstraße im Speziellen weiter wandeln werden.

Berlin ist schmutzig, laut, „arm, aber sexy“<sup>8</sup> und stinkt. Aber es ist auch facettenreich, bunt und spannend. Bisher habe ich nur diese Attribute verwendet, wenn es darum ging, die Stadt, in der ich lebe zu, beschreiben. Nach einem Ausflug in die Mulackstraße im Rahmen meines Studiums muss ich die Beschreibung um die Wörter reich, modebewusst und gentrifiziert erweitern. Und wahrscheinlich werde ich dieser Stadt auch damit nicht vollständig gerecht. Denn hier dominiert ein Flair des Irrsinns, der sich nicht in bloßen Worten einfangen lässt. Man muss es erleben.

---

<sup>7</sup> Friedmann, Georges: „Karstadt“, in: „*Ach, wie gut schmeckt mir Berlin*“. *Französische Passanten im Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre*, hg. v. M. Zimmermann, Berlin 2010, S. 123.

<sup>8</sup> Banse, Philip (2017): „‘Arm aber sexy‘ – das war einmal“, für: *Deutschlandfunk Kultur*, 14.09. [https://www.deutschlandfunkkultur.de/berlin-als-kreativstandort-arm-aber-sexy-das-war-einmal.1001.de.html?dram:article\\_id=395861](https://www.deutschlandfunkkultur.de/berlin-als-kreativstandort-arm-aber-sexy-das-war-einmal.1001.de.html?dram:article_id=395861) (10.10.2018)

Literaturverzeichnis

Banse, Philip (2017): „‘Arm aber sexy‘ – das war einmal“, für: *Deutschlandfunk Kultur*, 14.09. [https://www.deutschlandfunkkultur.de/berlin-als-kreativstandort-arm-aber-sexy-das-war-einmal.1001.de.html?dram:article\\_id=395861](https://www.deutschlandfunkkultur.de/berlin-als-kreativstandort-arm-aber-sexy-das-war-einmal.1001.de.html?dram:article_id=395861) (10.10.2018)

Bertaux, Pierre (1929): „Ein Abend bei Eduard Wechsler mit André Gide, René Crevel und Pierre Viénotin, in: „*Ach, wie güt schmeckt mir Berlin*“. *Französische Passanten im Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre*, hg. v. M. Zimmermann, Berlin 2010, S. 58-63.

Böker, Carmen (2014): „Mulackstraße Die kleine und geheime Einkaufsmeile der Berliner Designer“, in: *Berliner Zeitung online*, 18.04. <https://www.berliner-zeitung.de/berlin/mulackstrasse-die-kleine-und-geheime-einkaufsmeile-der-berliner-designer--1546038> (10.10.2018).

Friedmann, Georges: „Karstadt“, in: „*Ach, wie güt schmeckt mir Berlin*“. *Französische Passanten im Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre*, hg. v. M. Zimmermann, Berlin 2010, S. 113-125.

Mac Orlan, Pierre (1932): „Das Elend ist im Innern, hinter der kalten Pracht der Häuser“, in: „*Ach, wie güt schmeckt mir Berlin*“. *Französische Passanten im Berlin der zwanziger und frühen dreißiger Jahre*, hg. v. M. Zimmermann, Berlin 2010 S. 184-193.